



# Rastenburger „Heimatblätter“ für Heimatspflege und Geschichtskunde.

Herausgeber und für den Inhalt verantwortlich:  
Arthur Springfeldt, Rastenburg.

Nachdruck der Original-  
beiträge verboten!

Druck und Verlag:  
Buchdruckerei der Rastenburger Zeitung G. m. b. H.

Nr. 25

Rastenburg, Sonntag, den 18. Dezember

1921

## Das alte Rathaus.

Von W. Luckenbach.

Nach urkundlichen und handschriftlichen Quellen.

(Nachdruck verboten.)

Alte Rathäuser! . . . Wem fällt da nicht Rothenburg, Bremen, Halberstadt ein! Ein eigener Zauber umweht sie. Sind sie doch neben den deutschen Domen die ältesten Zeugen der Blüte deutscher Baukunst und deutschen Gemeinns. Auch unsere Stadt könnte heute noch ein stattliches Rathaus aus der Ordenszeit ihr eigen nennen, hätte nicht Kurzsichtigkeit und Interesselosigkeit unserer Vorfahren es verfallen lassen.

Das Rathaus stand am alten Markt an der Ecke der Kirchenstraße da, wo sich vor dem Kriege die Wache befand, und auf dem heute noch unbebauten Platz in der Kirchenstraße. Wann es erbaut wurde, läßt sich nicht mehr feststellen, doch ist anzunehmen, daß es bald nach Errichtung der Stadtmauer und der Georgskirche, also am Ende des 14. Jahrhunderts, entstanden ist. Es war ein Gebäude in gotischem Stil, das mit der Langseite nach dem Markt zu, mit beiden Giebeln nach der Kirchen- und der Ritterstraße zu lag. Wahrscheinlich stand es ursprünglich als einziges Gebäude mitten auf dem Marktplatz. Denn unser Markt ist, mit dem anderer Ordensstädte verglichen — wir brauchen nur nach Rößel oder Drengfurt zu gehen — so klein, daß wir vermuten müssen, er ist früher größer gewesen und hat sich bis zum Ritterplatz erstreckt, so daß wir uns den ganzen Häuserblock wegdenken müssen, der heute von Kirchenstraße, Ritterstraße und Ritterplatz begrenzt wird. Da der Raum innerhalb der Stadtmauer von vornherein viel zu klein angelegt war, ist dieser nördliche Teil des Marktes schon früh bebaut worden. Es ist das eine Entwicklung, wie sie auch andere ostpreussische Städte — Wormditt, Mehlsack, Gerdauen — erlebt haben. Es fing meistens damit an, daß an das Erdgeschloß des Rathauses Verkaufsbuden angebracht wurden, in denen Händler und Handwerker ihre Waren feilboten. Die Stadt erhob für diese ein Standgeld und hatte so eine Einnahmequelle und zugleich eine bequeme Kontrolle. Man nannte diese Stände „Hafenbuden“, wahrscheinlich deshalb, weil sie ursprünglich aus Leinwand bestanden und ihre Stangen an Haken befestigt wurden, die in die Rathausmauer eingelassen waren: der Name Höker (früher „Häker“) wird davon abgeleitet. Leider verwandelten sich die Zeltbuden bald in Holzbuden und diese in massive Gebäude, die in Privathände übergingen und Markt und Rathaus erheblich einengten. In ähnlicher Weise wird auch bei uns die Bebauung der nördlichen Hälfte des Marktes vor sich gegangen sein. In der Mitte des 17. Jahrhunderts scheint sie beendet zu sein. Das älteste massive Privathaus unserer Stadt, das Haus Ritterstraße 8 (Schuhgeschäft Süßmann), wurde 1575 „am

Markt“ erbaut. Im Jahre 1648 erhob die Stadt von den „Buden am Markt“ noch einen Zins. 1692 dagegen stand an der Ecke der Ritterstraße bereits ein Wohnhaus.

Nun zurück zu unserm Rathaus. Wie es im Mittelalter ausgesehen hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Doch ist uns eine Beschreibung vom Jahre 1713 erhalten, und bei dem konservativen Sinn unserer Vorfahren können wir mit Bestimmtheit annehmen, daß es sich seit der Errichtung nicht wesentlich verändert hatte. Es war 43½ Fuß lang, 43½ Fuß breit und zwei Stockwerke hoch, also ein ansehnliches Gebäude. Das darf nicht wundernehmen, denn die Geschäfte der städtischen Verwaltung waren in früherer Zeit weit umfangreicher als im 19. Jahrhundert. Damals war das Gericht noch städtisch, und der Magistrat beaufsichtigte auch das gesamte Zunftwesen. So diente das Rathaus bis zum Erlaß der Städteordnung 1808 teilweise anderen Zwecken als heute. Im Erdgeschloß befand sich nach dem Markt zu die Stadtschreiberei, die vier Jahre in Anspruch nahm. Dahinter lag die städtische Waage, ein großer Raum, 43 Fuß lang und 25 Fuß breit, der nach der Kirchenstraße zu 2 große Türen von Eichenholz hatte. Jeder, der Waren in die Stadt brachte, wurde von Stadttor nach flüchtiger Revision zur Stadtwage geschickt, um sich hier den Wiegezettel für das Gewicht zu holen. An Markttagen mag sich so ein reges Leben entwickelt haben. Die Waage selbst bestand aus 2 eichenen glatten Schalen, so wie wir sie heute an beiden Seiten an einem eisernen Gestell sehen haben.“ Dazu gehörten 18 Metallgewichte von 70 Pfund und 6 steinerne Gewichte von 15—20 Pfund. Die städtische Waage war übrigens an den Meistbietenden verpachtet und brachte der Verwaltung viel Geld. In demselben großen Raum befanden sich auch die Fleisch- und Brotbänke. Fleischer und Bäcker durften nur hier ihre Waren zum Verkauf bringen, was wiederum die Ausübung der Gewerbepolizei erheblich erleichterte.

In das obere Stockwerk gelangte man durch den Rathhausturm, von dem noch die Rede sein wird. Den größten Raum nahm hier der etwa 100 Quadratmeter große Saal ein, in dem die Bürgerschaft, d. h. alle, die das städtische Bürgerrecht für schweres Geld erworben hatten, zusammentrat, wenn sie vom Rat „konvociert“ wurde. Er wurde im Volksmunde auch der „Tanzboden“ genannt, weil er als ein großer Saal der Stadt den Bürgern zu Festlichkeiten hergegeben wurde. So erzählt Schaffer vom Jahre 1704: „Am 29. Dezember ließ Herr Möschke auf dem Rathaus seine beiden Söhne sehr solenn und splendorös zu Radlergesellen machen.“ Bei Sitzungen standen für die Bürger 3 viereckige schmale lange Tische aus Eichenholz und 3 lange Bänke, eine kurze Bank für die Ratsherren und ein hölzerner Lehnstuhl für den Herrn Bürgermeister. Neben dem Sitzungssaal lag die Sessionsstube des Rats.

In ihr standen ein fichtener ovaler Tisch und 12 eichene mit schwarzem Leder beschlagene Stühle. Ueber der Tür war ein kleines Glöckchen, mit dem der Ratsdiener in die Stube gerufen wurde. — Die übrigen Räume zu beschreiben, würde zu weit führen. Sie dienten dem städtischen Gericht als Sitzungs- und Beratungszimmer und als Gefängnis oder sie waren Aktenkammern.

Neben dem Rathaus erhob sich seit dem Jahre 1633 an der südöstlichen Ecke — nach der Ritterstraße zu — in den Markt hineinpringend ein Turm, der bei einer Höhe von 33 Meter nur 3½ Meter lang und breit war. Er war bis zur Höhe von 70 Fuß massiv, darüber von Holz. Das Dach war mit Kupfer gedeckt und hatte auf dem Helm eine Stange mit Knopf und Wetterfahne. Da wo das massive Mauerwerk aufhörte, umgab ihn eine hölzerne Galerie, von der „bei Desertionen und Feuersgefahr ein Zeichen gegeben wurde.“ Dazu diente eine Glocke, mit der der Rat auch die Bürgerschaft zusammenrief. Bei besonderen Anlässen ließ sich auch der Stadtmusikus von ihr aus vernehmen. Als 1698 Kurfürst Friedrich III. in die Stadt einzog, ließen sich vom Rathhausturm sogar „zwei Paar Pauken nebst Trompeten wacker hören.“ Im Jahre 1638 wurde an dem Turme auf der Galerie eine Uhr mit zwei Zifferblättern angebracht. Das Innere des Turms enthielt außer der Wendeltreppe eine Stube für den „Segersteller“ und zwei Arrestkammern, eine für die Bürger — der „Bürgergehorsam“ oder der „Bod“ genannt — eine für die „gemeinen Leute“ — die „Kohlkammer“. (Die schweren Verbrecher saßen übrigens nicht im Rathaus, sondern im Büttelturm an der Stadtmauer). Unten am Eingang zum Rathhausturm hing rechts die eiserne Elle, links stand der Pranger, ein Pfahl mit zwei Halseisen.

In dieser Gestalt stand das Rathaus bis in das 18. Jahrhundert hinein, ein stolzes Wahrzeichen der Stadt und zugleich ein Mittelpunkt des städtischen Lebens. Da ging in den ersten Jahren Friedrich Wilhelm I. — zwischen 1713 und 1730 — mit dem alten ehrwürdigen Gebäude eine Veränderung vor, die es für immer verunstaltete und schließlich auch seinen Abbruch verschuldete. Der „Soldatenkönig“, bei dem die militärischen Interessen allen andern voringen, zwang die Stadt, vor das Rathaus nach dem Markt und der Kirchenstraße zu ein neues, manntes Tascengebäude zu bauen, 52 Fuß lang, 22 Fuß breit und 24 Fuß hoch. Seit einiger Zeit war die Stadt Garnison — das spätere Regiment Kronprinz Friedrich 1718—65 in Rastenburg — und diese außerordentliche Heuerlichkeit sollte am Markt für den Garnison Platz schaffen. Die Folge war, daß das alte Rathaus vom Markt überhaupt kein Licht mehr erhielt, da nur das Dach über den Anbau herüberraagte, von der Kirchenstraße nur durch die höchsten Giebelnfenster und so nur auf das spärliche Licht angewiesen war, das durch die nach Norden liegenden Hoffenster einfiel: der große „Tanzboden“ hatte seitdem nur ein Fenster! Markt und Kirchenstraße wurden durch das neue Gebäude bedenklich eingeengt. Im Erdgeschoß dieses Anbaus lag die Hauptwache, aus 3 Stuben bestehend, der Offizierstube, der Corps de Garde oder Gemeinenstube und der Arrestantenstube. Wie die oberen Stockwerke eingerichtet waren, ist nicht überliefert. Vielleicht waren dort Offizierswohnungen eingerichtet.

Den Rastenburgern scheint die Freude an ihrem Rathaus durch die Verschandelung gründlich verdorben worden zu sein. Während Schaffer aus dem 17. Jahrhundert wiederholte Reparaturen erzählt, scheint die Stadt seitdem wenig Interesse zu haben, um das wundervolle Bauwerk zu erhalten. Die Not des siebenjährigen Krieges und der folgenden Jahre scheint das übrige getan zu haben. Vielleicht ist die liederliche Verwaltung zur Zeit des Bürgermeisters Georg Hippel (1769—85). Sicherlich auch der Mangel an Bauachverständigen. Denn wir lesen mit Befremden, daß man in dieser Zeit auf das Rathaus ein drittes Stockwerk aufsetzte und es bald wieder

abnehmen mußte. Auch die Militärverwaltung experimentierte an ihrem Tascengebäude, baute es 1751 um und gab 1775 aus Gründen, die wir nicht kennen, plötzlich den Befehl, den Anbau abzubauen. Das tat man denn auch, ohne sich zu überlegen, daß das Rathaus dabei leiden mußte. Nach erfolgtem Abbruch drohte das Rathaus einzustürzen. Es mußte geräumt werden, und die städtischen Büros wurden in die Wohnungen der Beamten verlegt. Die Bürgermeisterei kam in das Haus Hippels — das Hempelsche Haus (früher Nippa) in der Schloßstraße, das jetzt abgebrochen werden soll, — das städtische Gericht in das Haus des Stadtrichters Nießki in der Königsberger Straße (heute katholisches Pfarrhaus). Die Königsberger Kriegs- und Domänenkammer sprach 1779 dem Kriegs- und Steuerrat v. Korkfleisch ihr starkes Befremden darüber aus, daß man das Tascengebäude abgebrochen habe, ohne sich klar zu machen, daß das Hauptgebäude dabei leiden müsse. Es war zu spät. Der Landbaumeister Fetter aus Königsberg, der im Jahre 1779 mit der Untersuchung beauftragt wurde, erklärte, das Gebäude müsse abgebrochen werden. Der Turm könnte wohl stehen bleiben, er sei aber ohne Anlehnung an das Rathaus bei seiner kleinen Grundfläche und beträchtlichen Höhe zu „schwank“. Es ist heute schwer zu entscheiden, ob das wertvolle Gebäude nicht doch noch hätte gerettet werden können. Solche Ueberlegungen waren der damaligen Zeit fremd, der jeder Sinn für den historischen Wert eines Gebäudes fehlte. So begann man denn 1780 das Rathaus samt dem Turm abzubauen. Die Uhr des Turmes wurde 1780 auf dem Turm der Georgskirche angebracht, der so lange keine gehabt hatte. Das einzige, was außer der Uhr von dem alten Rathaus übrig blieb, waren die Keller, die solange der Stadtschreiber und der „Segersteller“, später auch der Bürgermeister, genutzt hatten, und ein Stück Mauerwerk. Die Stadt hat die Keller seitdem verpachtet.

Der Abbruch selbst ging nur sehr langsam von statten, er war erst 1783 beendet; die Rechnungslegung, die für die Stadt einen Bestand von 197 Reichsthalern und 28 Silbergroschen ergab, gar erst 1786. Der Magistrat mußte sich von dem Steuerrat ermahnen lassen, daß „diese Sache nicht wieder so der alten Rastenburgschen Gewohnheit nach verschleppt werde“ und „daß hier alles so schläfrig und zum Nachteil der Kasse zugehet“. Allerdings ergaben sich insofern Schwierigkeiten, als die Häuser, die an das Rathaus angrenzten, nach diesem zu keine Mauern hatten und über die Uebernahme der Mauern mit ihren Besitzern verhandelt werden mußte. Immerhin hatte der Steuerrat wohl recht, wenn er meinte, daß dazu nicht 6 Jahre nötig seien.

Ebenso wenig Initiative zeigte der Magistrat in der Frage des Rathausneubaus. Wir hören nichts davon, daß er nur den leisesten Versuch gemacht hätte, den Bau in Gang zu bringen. Vorläufig errichtete man auf den Grundmauern des alten Rathauses ein einstöckiges Gebäude für die Hauptwache, baute die Mauern aber so stark, daß es bei einem etwaigen Rathausbau nur nötig gewesen wäre, das Dach der Wache abzunehmen und das neue Rathaus über der Wache und auf dem dahinter gelegenen wüsten Platz an der Kirchenstraße wieder aufzubauen. Es ist dazu bekanntlich nie gekommen. Das Gebäude der Hauptwache steht heute noch an derselben Stelle, jetzt allerdings durch die neu eingebrochenen Schaufenster verändert. Es ist aber in seiner alten Gestalt allen noch in guter Erinnerung.

Die Frage des Rathausneubaus blieb vorläufig offen. Die Büros blieben in den Wohnungen der Beamten, die dafür eine angemessene Miete erhielten. So war z. B. die Bürgermeisterei zur Zeit des Bürgermeisters v. Korkfleisch (1785—1802) Königsberger Straße 4 (heute Clafsen), zur Zeit Grajewskis (1806—1808) Ritterstraße 14 (heute Konopacki), unter Wiedenhoff (1813 bis 1825) in der Kirchenstraße 9 (heute Leo Beer). Die

Einführung der Städteordnung im Jahre 1808 machte das Bedürfnis nach einem Rathaus weniger fühlbar. Der Umfang der städtischen Verwaltung wurde durch sie erheblich eingeschränkt, das Gericht wurde verstaatlicht, durch Einführung der Gewerbefreiheit dem Magistrat auch die Aufsicht über das Zunftwesen genommen. Die städtische Verwaltung ist seitdem, abgesehen von der Kassen- und Polizeiverwaltung, fast bis zum Ende des 19. Jahrhunderts mit einem Bürgermeister, einem Stadtschreiber und 1—2 Schreibern ausgenommen.

Trotzdem ließ die Erinnerung an das alte würdige Rathaus die Frage des Neubaus nicht zur Ruhe kommen. Im Jahre 1818 nahm sie der Bürgermeister Wiedenhoff wieder auf. Zwei Ereignisse gaben dazu die Anregung. Nach dem Abbruch hatte man auf dem unbebauten Teil an der Kirchenstraße ein Gebäude für die Fleischbänke errichtet, da die Kämmereikasse nicht auf die 8½ Taler verzichten wollte, die das Fleisergewerk jährlich dafür zahlte. Dieses Haus stürzte im Jahre 1818 zusammen, und die Fleischer lehnten eine neue Pachtung ab, da sie seit Einführung der Gewerbefreiheit die Bänke nicht mehr brauchten. Dazu war am 17. Januar desselben Jahres ein Orkan über die Gegend gegangen, wie man ihn seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Die Hälfte des Stadtwaldes war umgebrochen worden und das Bauholz deshalb sehr billig. Auch aus andern Gründen glaubte der Magistrat, den Neubau zu dieser Zeit mit geringeren Unkosten errichten zu können. Im Jahre 1818 erging das Gesetz über Aufhebung der Accise und Einführung der Klassensteuer. Das königliche Acciseamt hatte aber bisher die Stadt gezwungen, die Stadtmauer und die Tore in baulichem Zustande zu halten. Jetzt fiel dieser Zwang weg, und nun wollte man sich auf die Mauern stürzen, die die Stadt bisher eingeengt und ihr Wirtschaftsleben arg behindert hatten. Der Magistrat trug sich mit dem Gedanken, die ganze Stadtmauer abzubrechen und das Material zum Rathausbau zu verwenden. Die Dachpfannen sollten von der Vorstädtischen Kirche genommen werden, die damals ebenfalls zum Abbruch reif war. Dieser Plan wurde der Regierung vorgelegt mit der Bitte, der Stadt zu den immerhin nicht geringen Kosten des Baus aus dem Kommunalaccisefonds eine größere Unterstützung zu gewähren. Die Regierung lehnte jede Hilfe rundweg ab, und so zerfiel das Projekt. So bedauerlich dieser Mißerfolg an sich war, hat er doch wenigstens unsere Stadtmauer gereinigt.

Im Jahre 1829 nahm der Bürgermeister Presting den Plan wieder auf. Die Stadt wandte sich an König Friedrich Wilhelm III. mit der Bitte, an seinem Geburtstag, den 3. August 1829, ihr 500jähriges Jubiläum feiern zu dürfen. Daran knüpfte man nicht ungeachtet die weitere Bitte, der König möchte seine getreue Stadt beim Neubau des Rathauses mit haren 4000 Talern unterstützen. Tatsächlich bewilligte der König der Stadt ein Geschenk von 2500 Talern. Der Landbaumeister Jester in Heilsberg entwarf einen Bauplan, der auf der Stelle des alten Rathauses ein zweistöckiges Haus mit einem hohen Turm vorsah. Die Hauptwache und ein Militärarrestlokal waren darin mitenthalten — in Rastenburg lag damals das 1. Jägerbataillon. Der Bau sollte im ganzen 7254 Taler kosten. Die Stadt dachte ernstlich daran, den Bau auszuführen. Leider knüpfte die Regierung in letzter Stunde an die Bewilligung der 2500 Taler so lästige Bedingungen, daß die Stadt ihre schlechte Finanzlage vorschützte und die ganze Sache fallen ließ.

Zum letzten Male hat man im Jahre 1842 den Plan erwogen, auf der Baustelle am alten Markt das neue Rathaus zu errichten. Wieder war es der alte Bürgermeister Presting, der sich dafür einsetzte. Es kam soweit, daß der hiesige Maurermeister Specht eine Zeichnung entwarf, die in der Front eine Säulenhalle für die Wache vorsah. Diesmal brachten nicht sachliche, sondern persönliche Gründe die Vorlage zu Fall. Die

Stadtverordnetenversammlung, die mit dem Bürgermeister auf so gepanntem Fuße lebte, daß sie noch im selben Jahre seinen Rücktritt erzwang, lehnte 1843 die Vorlage ab mit der üblichen Begründung, daß der Zustand der Kämmereikasse den Bau nicht gestatte. Seitdem ist die Stadt auf den Gedanken, das Rathaus auf der Stelle des alten zu errichten, nicht mehr zurückgekommen.

Es bliebe noch die Frage zu erörtern, wo das Inventar des alten Rathauses geblieben ist. Bei dem Abbruch ist davon niemals die Rede. Es müssen doch Bilder da gewesen sein und andere Einrichtungsgegenstände, die für uns heute von großem Wert wären. In der Sessionsstube des Rats hingen noch 1751 12 alte Doppelhaken und es werden mehrere Schränke mit Akten erwähnt, Folterinstrumente und ähnliches. Von all dem ist nichts auf unsere Zeit gekommen. In den 100 Jahren, die bis zum Bau des neuen Rathauses vergingen, hat sich die Einrichtung in alle Winde zerstreut. 1886 fand man beim Aufräumen des Rathauses in der Schloßstraße einen dreiteiligen hölzernen Trinkbecher mit 9 silbernen Schildern aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Ihn hat die Schützengilde übernommen.

Die Geschichte des alten Rathauses ist damit beendet. Es dürfte jedoch noch interessieren, wo die Dienstzimmer des Magistrats bis zu dem 1885 erfolgten Bau des jetzigen Rathauses untergebracht waren. Der letzte Bürgermeister, in dessen Wohnung die Sitzungen des Magistrats abgehalten wurden, war Presting (1825—43). Er wohnte Ritterstraße 9 (heute Hempel) und gab zu den Sitzungen ein Zimmer her, für das er 30 Rtlr. Miete und 2 Achtel (4 Fuder) hartes Brennholz erhielt. Dafür lieferte er aber auch die Möbel. Die Kanzlei oder Expeditionsstube und das Aktenrepositorium waren bei dem Stadtschreiber Kösling. Die Sitzungen der Stadtverordneten fanden bei ihrem Vorsteher statt, der dafür 18 Taler und 4 Fuder Holz erhielt. Da dessen Wohnräume meistens beschränkt waren, verbot sich die Öffentlichkeit der Sitzungen von selbst. Auch der Magistrat hatte zu ihnen keinen Zutritt. Ja, die Stadtverordneten beschwerten sich einmal darüber, daß der Bürgermeister ihre Sitzung belauscht hätte! Was dieser natürlich mit Entrüstung zurückwies. Im Jahre 1837 erließ die Regierung eine Verordnung, daß der Sitzungsaal der Stadtverordneten mit dem Geschäftszimmer des Magistrats zusammengelegt werden sollte. Die Stadt mietete darauf in dem Hause Ritterstraße 10 drei Räume für ihre Büros. Im Jahre 1845 mietete der Magistrat für 60 Tlr. von dem Kaufmann Caspar Schlomann, Ritterstraße 1 (heute Hundrieser) drei Zimmer, von denen 2 nach der Neustadt, 1 nach der Mauerstraße zu lag. Den übrigen Teil des ersten Stockes bewohnte Bürgermeister Skrodzki. In diesen Räumen waren die Geschäftszimmer der Stadt bis zum Jahre 1852. Hier fanden die Sitzungen statt, hier arbeitete auch der Stadtschreiber mit den Kanzlisten. Die Stadtkasse und die 1841 begründete Stadtsparkasse hatten allerdings auch hier keinen Platz und blieben in den Wohnungen der Beamten.

Da die Wohnung im Schlomannschen Hause dem Magistrat gekündigt wurde, mußte dieser am 1. Oktober 1852 wieder umziehen. Er mietete für seine Büros diesmal bei der verwitweten Frau Bürgermeister Wiedenhoff, Kirchenstraße Nr. 9 (Leo Beer) die ganze „obere Gelegenheit“, 3 heizbare Stuben mit Nebengeläß für 75 Taler. Die Bürgermeisterei war hier schon einmal zu Lebzeiten Wiedenhoffs von 1813—25 gewesen. Als jedoch im Jahre 1865 der neue Hausbesitzer, Maurermeister Platz, eine Miete von 200 Talern verlangte, war der Magistrat des ewigen Umherziehens müde und entschloß sich, die Geschäftszimmer in einem städtischen Gebäude unterzubringen. Noch einmal tauchte in der Stadtverordnetenversammlung der Plan auf, ein neues Rathaus an der Stelle des alten zu errichten. Der Magistrat schloß sich diesem Beschluß jedoch nicht an, sondern verlegte

seine Räume in das Haus Schloßstraße 1 (heute Czujka), das die Stadt 1822 gekauft und so lange für die Bürgerschule benutzt hatte. Hier fand die städtische Verwaltung dann endlich Ruhe. In wie bescheidenem Rahmen man sich damals noch immer bewegte, sehen wir daraus, daß die städtischen Büros und Sitzungszimmer nicht einmal den ganzen ersten Stock einnahmen. Das Erdgeschloß wurde als Spritzenraum genutzt! Im ersten Stock blieb noch eine Schulklasse, im zweiten Stock wohnten zwei städtische Beamte. Die Kammereikasse und Stadtsparkasse waren auch weiterhin in der Angerburger Straße und der Fischerstraße untergebracht.

Diese kleinstädtischen Verhältnisse wurden jedoch durch das schnelle Anwachsen der Stadt bald überholt. Mit dem Bahnhofsbau 1867 fing es an. 2 Jahre später entstand die Idiotenanstalt, 1877 wurde das Landgestüt hierher verlegt, 1882 die Zuckerrfabrik und die Pflegeanstalt Carlshof eröffnet. Im Jahre 1884 hatte Rastenburg bereits 7200 Einwohner. Ebenso schnell wuchsen die Aufgaben der städtischen Verwaltung. Der Schlachthof entstand, es mußte ein städtisches Bauamt eingerichtet werden. Die Räume in der Schloßstraße waren bald zu klein. Man empfand es immer unangenehmer, daß die Kassen mit den Büros nicht unter einem Dach lagen. Der tatkräftige Bürgermeister Wirowski (1879—97) brachte die Frage des Neubaus bald ins Rollen. Die Stadt kaufte im Frühjahr 1881 an der Ecke des Wilhelmplatzes und der Wilhelmstraße den 20 Ar großen Garten des Kaufmanns Brosch für 9000 Mark als Bauplatz. Die Uneinigkeit der Stadtverordneten verzögerte den Bau noch um einige Jahre. Den meisten war der Platz für den Neubau zu abgelegen! Im Jahre 1882 faßte man sogar den Beschluß, den Platz wieder zu verkaufen. Am 8. August des nächsten Jahres wurde jedoch von der Stadtverordnetenversammlung der Bau endgültig beschlossen. Am 30. Dezember 1886 erfolgte unter großen Feierlichkeiten die Einweihung des neuen Rathauses.

35 Jahre sind seitdem vergangen. Die Stadt hat sich weiter entwickelt und zählt heute mehr als doppelt so viel Einwohner wie damals. Das „neue“ Rathaus fängt bereits an zu enge zu werden. Schon hat man die Dienstwohnung des Bürgermeisters in Diensträume verwandeln müssen, man hat das Dachgeschloß ausbauen müssen, um den notwendigen Raum zu schaffen. Nach abermals 35 Jahren kann die Stadt wiederum vor der Frage eines Neubaus stehen, und unser neues Rathaus wird auch einmal das „alte Rathaus“ sein. Möge es dann einer künftigen Generation ein Wahrzeichen bleiben von der Opferwilligkeit und dem Gemeinsinn der heutigen Zeit. Möge es einer späteren Zeit die Worte einprägen, die Stadtverordnetenvorsteher Schweiger dem Neubau bei der Einweihung mit auf den Weg gab: „Das neue Haus soll dazu beitragen, die Mitglieder der städtischen Verwaltung noch inniger miteinander zu verbinden und mit noch regerem Interesse für das Gemeinwohl der Stadt befeelen.“

## Alfred Hein, der Dichter . . .

Vom Herausgeber.

Die Heimatliteratur hat eine wertvolle Bereicherung erfahren durch Alfred Hein's Werkchen „Die Frauenburger Reise.“ Man könnte dieses Reiseerlebnis ein Seelengemälde nennen. So aus dem innern Erleben heraus seine Hochzeitreise zu schildern, ist nur einem Literaten von kultiviertem Geist möglich. Viele vergleichen die Frauenburger Fahrt mit Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag“ und Schwinds „Hochzeitreise“. Uns ist sie mehr. Das Glaubensbekenntnis einer Dichterseele, das hohe Lied auf die Schönheit der ostpreussischen Landschaft. . . . Irgend ein Garten mit hoher Hecke, überjubilant von Schmetterlingen, dahinter gleich der blauonnige Julihimmel; der Garten ver-

haucht in einen Friedhof, der ein wenig hervorbiegt; und in diesem weichen Winkel ein wogendes Kornfeld mit rotem Mohn und blauen Sternen.“ Das sieht Alfred Hein vor den Toren Frauenburgs. Die Stimmung in den vom Ordensdom gekrönten Gassen des Kopernikus-Städtchens formt er in folgende Andacht: „Am frühen Morgen schon, am späten Abend noch schreiten die Glockengeister durch die Stadt, in der alles verstummt. Wenn aber am Mittag in die Sonne der rotweißen Giebel, der bunten Pflastersteine und in den siebenfarbigen Glanz der Abwässerungsrinnen, in das Tausendbunt der Fensterblumen, der Gartenteppiche und Zaunkletterrosen die Flut der Abglocken sich herabgießt, dann ist die Stadt so still, daß man nur in der singenden Luft das Flüstern der Tausend hierorts: „Gegrüßet seist du, Maria“ zu hören glaubt. Und es ist süße Legende, zu denken, nun geht des Himmels Königin durch unserer lieben Frauen Burg und segnet Garten, Hof und Haus.“ Eigentlich prägt Alfred Hein seine Worte zu Musik. Und er reist mit mit einer schönen, jungen Frau durch das Frauenburger Land. Kein Wunder, daß ihm da „die Landschaft durch die Geliebte und die Geliebte durch die Landschaft noch schöner“ wird.

Man muß dieses Büchlein lesen, und wird von seiner wunderschönen Poesie umfassen. Es ist im Heinrich Minden-Berlag, Dresden erschienen, mit Bildern von Franz Hein geschmückt und kostet 7,50 Mark ausschl. Teuerungszuschlag.

Vom Lindenfrieden singt der Dichter Alfred Hein. Wer selbst in einer alten Stadt gewohnt hat, in deren Straßen einst Linden blühten, die die Unrast der Zeit hinweggefegt und durch ein „Denkmal von Stein“ ersetzt hat, wird die Lieder mit besonders tiefer Empfindung lesen. Sie sind für das deutsche Volk geschrieben. Es soll der Linde Frieden auch unter „unruhigen Fontänen“ und unter düstern und hohen Häusern spüren. Das wahrhaft volkstümliche Marschlied „Eine Kompagnie Soldaten“ ist eine Probe der köstlichen „Lieder unter der Linde“:

Eine Kompagnie Soldaten,  
wieviel Leid und Freud ist das.  
Und es fallen die Granaten  
in die Kompagnie Soldaten  
und gar mancher heißt ins Gras.

Eine Kompagnie Soldaten,  
ei, wie singet die so hell!  
Wie die Lerchen über Saaten  
singt die Kompagnie Soldaten,  
Landsturmmann und Junggesell!

Eine Kompagnie Soldaten,  
o, das ist viel Blut und rot.  
Denn die Feinde sind geraten  
in die Kompagnie Soldaten  
und ach, Hauptmann, du bist tot.

Berlag von Heinrich Minden, Dresden. Preis 7,50 Mark und Teuerungszuschlag.

Aus des Dichters „Lieder vom Frieden“ (Weimar, Verlag Wolf v. Kornakki) spricht zarte Lyrik und Bildreichtum. Eins, das Advent-Lied, wollen wir hierher setzen:

### Advent.

Wie Wald, der einsam sanft auf Frühling wartet,  
wo ihn die Nachtigallen wieder hell durchsingen,  
ist meine Seele worden, nur durchzart  
von weihnachtswunderstillen Dingen . . .

Jag träume ich in diesen weißen Wochen,  
und ahne froh, als wäre ich ein Hirt,  
dem eines Engels Stimme süß im Traum versprochen,  
daß ihn bald Heiligstes durchbeben wird . . .